

V&R unipress

Schriften des Erich Maria Remarque-Archivs

Band 28

Herausgegeben von Thomas F. Schneider
im Auftrag des Erich Maria Remarque-Friedenszentrums
Osnabrück

Hans Wagener

Gabriele Tergit

Gestohlene Jahre

V&R unipress

Universitätsverlag Osnabrück



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0114-7

ISBN 978-3-8470-0114-0 (E-Book)

**Veröffentlichungen des Universitätsverlags Osnabrück
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

© 2013, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorbemerkung	9
I. Auf dem Wege zum Erfolg: Berlin bis zum Exil	11
Abstammung und Judentum	11
Die Eltern	11
Die Großeltern	12
Jüdische Tradition	12
Kindheit, Schul- und Berufsbildung	14
Studium und journalistische Anfänge	16
Die »sieben fetten Jahre« als Gerichtsreporterin	19
Exkurs: Walther Kiaulehn und Rudolf Olden	27
Der Stammtisch im »Capri«	29
Griechenlandreise und Heirat	31
Die Freundin Hilde Walter und Carl von Ossietzky	35
Der große Erfolg: <i>Käsebier erobert den Kurfürstendamm</i>	37
Entstehung	37
Ein Schlüsselroman?	39
Ein Roman über den »Betrieb«	43
Frauenemanzipation in der Weimarer Republik	45
Ein neusachlicher Zeitroman	52
Rezeption	54
Als die Nazis kamen	58
II. Exil in drei Ländern: Tschechoslowakei, Palästina, England	67
Zwischenstation Tschechoslowakei	67
Palästina und der Zionismus	69
<i>Im Schnellzug nach Haifa</i>	74
Unholdes Palästina	78
Auf dem Weg ins britische Exil	83
Exil in England	87

Der Kampf ums tägliche Überleben	87
Als deutsche Journalistin im britischen Exil	92
Politische Diskussionen: Tergit gegen Hiller	99
Erfolgreiche Integration	104
Gabriele Tergit und der Exil-PEN	105
Gründung und Neugründung des Londoner Exil-PEN	105
Der Londoner Exil-PEN und das neue PEN-Zentrum Deutschland	114
III. Als der Krieg zu Ende war	121
Erstes Wiedersehen mit Berlin	121
Das Opus magnum: <i>Effingers</i>	127
Die Leidensgeschichte des Manuskripts	127
Ein jüdischer Familienroman	131
Literarische und reale Vorbilder	134
Eine schwierige Rezeption	138
Der Wandel der literarischen Mode	141
Zweiter Deutschlandbesuch 1949	146
Novelle der Desillusion: <i>Der erste Zug nach Berlin</i>	154
Kritik am real existierenden Sozialismus der DDR: Das Drama	156
Berufliche Erfolge und Ausgrenzung	159
Heinrich Reifenbergs Erfolge als Architekt	159
Späte Entschädigung	161
Schmerzhaftes Marginalisierung	164
IV. Der kleine Erfolg der goldenen Jahre	167
Von Betten und Blumen	167
<i>Das Büchlein vom Bett</i>	167
<i>Kaiserkron und Päonien rot</i>	171
Die Jahre der großen Reisen	179
Krankheit und Tod: Sohn Peter und Ehemann Heinrich Reifenberg	183
Sohn Peter und sein Tod	183
Reisen zur Überwindung des Unglücks	186
Heinrich Reifenbergs Krankheit und Tod	187
V. Spätsommer im Zeichen des PEN	193
PEN-Sekretärin: Konfrontationen und Kontroversen	193
Die Arbeit als PEN-Sekretärin	193
Die Auseinandersetzung mit Wilhelm Sternfeld	196
Die »Affäre-Luschnat« und andere Konflikte	202
Weiter leben nach Heinrich Reifenbergs Tod	211

Autobiographisches: <i>Etwas Seltenes überhaupt. Erinnerungen</i>	215
Der Roman <i>So war's eben</i> und anderes zum Exil	220
Der Engel aus New York	227
Später Streit: die <i>PEN-Berichte</i> , Manfred Durzak und Elisabeth Frenzel	229
Die PEN-Berichte und der Kalte Krieg	229
Die Auseinandersetzung mit Manfred Durzak	233
Ignorierter Antisemitismus: Elisabeth Frenzel	237
Die letzten Jahre	239
Zeittafel	245
Bibliographie	247
Personenregister	251

Vorbemerkung

Warum eine Biographie über Gabriele Tergit? Die 1894 als Elise Hirschmann in Berlin geborene Tergit war in der Weimarer Republik eine der angesehensten deutschen Gerichtsreporterinnen, die als Redaktionsmitglied des *Berliner Tageblatts* nicht nur die menschliche Seite der von ihr berichteten Fälle herausstellte, sondern auch immer wieder auf die politische Rechtslastigkeit der konservativen deutschen Justiz aufmerksam machte. Ihr Roman über das Berlin der Weimarer Republik *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* (1931), der Romanen wie Erich Kästners *Fabian* (1931) oder Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* (1932) als ebenbürtig zur Seite zu stellen ist, war ein unmittelbarer Erfolg. Durch die nationalsozialistische ›Machtergreifung‹ schon 1933 ins Exil gezwungen, floh die Tergit zunächst nach Prag, dann mit ihrem Mann, dem Architekten Heinrich Reifenberg, nach Palästina (1935) und schließlich nach England (1938), wo sie von 1957 bis 1981 Sekretärin des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland (Sitz London), vormals Deutscher Exil-PEN, war. Ihr jüdischer Familienroman *Effingers*, in vieler Hinsicht ein jüdisches Pendant zu Thomas Manns *Buddenbrooks* (1901), über das deutsche Judentum im 19. und 20. Jahrhundert, an dem sie seit ihrer Flucht aus Deutschland gearbeitet hatte, konnte erst 1951 veröffentlicht werden und fand nicht die erhoffte Resonanz. Für die Fortsetzung *So war's eben* konnte sie keinen Verleger mehr finden. Die deutsche Literaturszene war ihr wegen der jüdischen Thematik ihrer Werke und ihres nichtexperimentellen Stils verschlossen.

Erfolg hatte sie stattdessen mit ihren kulturhistorischen Studien *Das Büchlein vom Bett* (1954) und *Kaiserkrone und Päonien rot* (1958). Eine von dem Berliner Journalisten Jens Brüning geförderte Tergit-Renaissance in den Jahren seit 1977 lenkte zumindest die Aufmerksamkeit wieder auf die alte Dame des Exils. Die Publikation ihres autobiographischen Berichts *Etwas Seltenes überhaupt* (1983) nach ihrem Tode 1981 hat sie leider nicht mehr erlebt.

Neben ihren kulturhistorischen Studien sind es vor allem die beiden Romane *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* und *Effingers*, die weiterhin einen wichtigen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur beanspruchen kön-

nen. Die Bedeutung Gabriele Tergits liegt aber mindestens ebenso sehr in ihrem exemplarischen Leben als jüdische Exilantin, in ihrer unermüdlichen weiteren Arbeit an ihrem literarischen Œuvre im Exil und ihrer selbstaufopfernden Tätigkeit als Sekretärin des Londoner Auslands-PEN. Es geht in dem vorliegenden Buch also nicht einfach um die Darstellung von Leben und Werk einer deutschen Schriftstellerin, sondern um eine jüdische Berliner Autorin, deren Karriere durch den Nationalsozialismus aus der Bahn geworfen wurde, die trotz aller Widrigkeiten ihres Exils weiter gearbeitet hat und sich als PEN-Sekretärin größte Verdienste um die Fortsetzung der deutsche Literatur im Ausland in der Zeit des Nationalsozialismus erworben hat. Ihr Leben und ihr Werk haben dadurch paradigmatische Bedeutung.

Los Angeles, CA, Dezember 2012

Hans Wagener

I. Auf dem Wege zum Erfolg: Berlin bis zum Exil

Abstammung und Judentum

Die Eltern

Gabriele Tergits stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Berliner Familie. Sie wurde am 4. März 1894 im Osten Berlins, in der Raupachstraße 9, als Elise (genannt Lisa) Hirschmann geboren.¹ Ihr am 16. Dezember 1863 in Ansbach geborener Vater, der jüdische Fabrikant Siegfried Hirschmann, war der Gründer der Deutschen Kabelwerke in Berlin sowie der Union Cable Works, Dagenham Docks in London. Die Tochtergesellschaft der Deutschen Kabelwerke, DEKA Pneumatik, stellte Autoreifen dieser Marke her. Ferner war der Vater Eigentümer einer ziemlich kurzlebigen Autofabrik, zuerst in Rummelsburg (Lichtenberg), dann in Ketchendorf bei Frankfurt a.O., wo er, zusammen mit dem Polen Zielinski, die ersten deutschen luftgekühlten Dreiradautos, die »Cyclonetten«, herstellte. Den daraus erwachsenen Konzern führte er in Lichtenberg bis 1933 weiter, als er von der Gestapo verhaftet und ins Gefängnis gesperrt wurde.

Gabriele Tergits, bzw. Hirschmanns Mutter, Frieda Hirschmann (geb. 18. Juni 1873), geb. Ullmann, kam aus München, wo ihre Eltern in der Posamentenbranche tätig waren: sie stellten Textilien zur Verzierung von Kleidung, Polstermöbeln, Wand- und Fensterdekorationen her: Borte, Schnüre, Quasten usw. Ihre Urgroßeltern hatten 1813 das Wäschegeschäft A. Raff in der Dienerstraße gegründet, das unter den Nazis »arisiert«, also praktisch gestohlen wurde. Auch die Familie der Mutter war wohlhabend: »Die Brüder meiner Mutter hatten sich aristokratisch assimiliert und ritten mit den Wittelsbachern.«² Der Stammbaum der Familie mütterlicherseits ließ sich bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückverfolgen. Ein Zweig war nach Amerika ausgewandert; Leon Rowe, der Direktor der Pan-American Union, einer 1890 gebildeten Organisation zur Förderung der

1 Die Raupachstraße befand sich in der Nähe der Holzmarktstraße, wurde aber 1970 überbaut.

2 Brief vom 5. September 1972 an Horst Krüger (DLA).

Zusammenarbeit zwischen den lateinamerikanischen Ländern und den USA, war ein Vetter von Gabriele Tergits Mutter.

Die Großeltern

Ihr Großvater väterlicherseits war 1830 in Steppach b. Augsburg geboren und lebte dann teils in Steppach, wo er der jüdische Schlächter war, ferner in Nürnberg-Fürth und teils in München. Nach Nürnberg war er gezogen, weil einige seiner Kinder dort wohnten; er selbst wurde dort Oberhaupt der orthodoxen jüdischen Gemeinde. Gabriele Tergit stellte dazu später in einem Interview fest: »[...] mein Großvater war ein ungemein frommer Mann. Man kann seine Religiosität vielleicht orthodox nennen, aber es ist doch eine andere Orthodoxie als sie im Osten herrschte.«³ Ein Schwager ihres Großvaters war Samson Raphael Hirsch, der führende Vertreter des orthodoxen Judentums im Deutschland des 19. Jahrhunderts und Begründer der Neo-Orthodoxie. Damit gehörte zumindest ein Teil ihrer Familie dem orthodoxen Judentum an. Ihr Urgroßvater hatte 13 Kinder, von denen einige Bankiers wurden. Ursprünglich kamen beide Teile ihrer Familie aus Altenstadt im Allgäu: »Hier gab es zwei kleine Orte, der eine Altenstadt, der völlig jüdisch war, der andere war Illertissen, der völlig christlich war.«⁴

Jüdische Tradition

Von ihren Großeltern her ist Gabriele Tergit mit allen jüdischen Festen aufgewachsen, infolgedessen hat sie die damit verbundenen Bräuche genau gekannt und sehr geliebt. Sie war auch stets eine eifrige Bibelleserin: »Mir sind die Propheten liebe Freunde geworden. Ich hab von Jesaja gelernt: Folge nicht dem großen Haufen nach, richte dich nicht nach dem Urteil der Menge. Dieser Satz ist einer der Erkenntnisse, die mir für mein ganzes Leben richtungweisend gewesen sind.«⁵ Sie bekannte sich damit zu einer individuellen Lebensgestaltung und Verantwortung; sie bekannte sich zum Judentum und »bejahte die Lektüre der Schrift als Lebensorientierung, verneint[e] aber einen über Thora oder den Führungsanspruch einer ›erwählten Gruppe‹ eingeforderten Konformitätsanspruch«:

3 Interview mit dem Journalisten Henry Jacob Hempel: Gespräch zwischen Henry Jacob Hempel, Berlin und Gabriele Tergit über ihre Emigration, geführt im April 1979 in London. Unveröffentl. Manuskript im Nachlass von Gabriele Tergit (DLA). 29 Seiten; hier S. 6.

4 Ebd.

5 Ebd.

Tergits Bekenntnis zum Judentum ist ein Bekenntnis zum Anderssein, zur Individualität – aber damit auch zu denen, die der Verfolgung ausgesetzt sind und die sich gegen den Missbrauch von struktureller und instrumenteller Gewalt bewähren müssen. Ihrer Auffassung nach liegt die Macht des Jüdischseins in seiner *Individualisierung moralischer Entscheidungen*, die die Anhängerschaft von einem Tyrannenkultus ausschließt. Jüdischsein heißt letztlich: nicht Masse werden zu *können* – und es auch nicht zu *wollen*.⁶

Dabei litt sie Zeit ihres Lebens einerseits unter einem »verheerenden Minderwertigkeitskomplex als »miese kleine Jüdin«, den ihr ihre Tante Kathie, »die eine schwere Antisemitin war«, eingeredet hatte.⁷ Andererseits behauptete sie später, die Haltung ihrer Berliner Umwelt den Juden gegenüber sei keine Angelegenheit gewesen, die ihr Leben furchtbar beeindruckt oder beeinflusst habe. Sie habe auch deshalb nicht darunter gelitten, weil sie bis in ihre späten Jahre nie für eine Jüdin gehalten worden sei. »Infolgedessen haben die Leute immer alle möglichen antisemitischen Sachen in meiner Gegenwart dahingeredet und ich habe mich immer gewundert: Na, was woll'n die eigentlich. Ich habe mich also nie als fremd oder als Fremde betrachten müssen.«⁸ Später schrieb sie einmal, Judentum habe für viele assimilierte deutsche Juden vor allem die Bedeutung gehabt, zu einer Gemeinschaft zu gehören.⁹

Der Antisemitismus speiste sich ihrer Meinung nach aus dem Hang zur Verallgemeinerung, zum Generalisieren, wogegen sie sich ihr ganzes Leben lang wandte:

Mein größter Hass ist gegen das Generalisieren gerichtet. [...] Oder all diese Verallgemeinerungen über Juden; Juden sind doch so verschieden wie alle anderen Menschen auch. Sie sind völlig verschieden; es gibt Juden, die haben einen großen Sinn für Geld, es gibt auch sehr viele deutsche Christen, die einen sehr großen Sinn für Geld haben; es gibt Leute, die können überhaupt nicht rechnen, Juden, Nicht-Juden, da kann man nicht verallgemeinern.¹⁰

1948 meinte sie rückblickend, »dass die Atmosphäre zwischen Juden und Christen in Deutschland seit 1890, bestimmt aber seit 1918 vergiftet war«,¹¹ ein

6 Eva-Maria Mockel, *Aspekte von Macht und Ohnmacht im literarischen Werk der Gabriele Tergit*. Diss. Aachen [1996], S. 165.

7 Brief an Jane (Aennchen) Loep vom 10. Juli 1964 (DLA).

8 Ebd., S. 7. Eine Art kurze Geschichte des Antisemitismus in Deutschland enthält Tergits Aufsatz »Hitlerismus ohne Hitler. Anlässlich Sebastian Haffners »Anmerkungen zu Hitler«. In: *Europäische Ideen*, Heft 45/46 (1979), S. 26–28.

9 »Judaism meant to them [die Eltern einer Londoner Emigrantin], as it did to so many assimilated German Jews, a powerful sense of belonging to the Community.« »Gabriele Tergit«, translated by Joseph Leftwich, unter »Grand Old Ladies«. In: Joseph Leftwich (ed.), *Yisroel. The First Jewish Omnibus*. New York, London 1963, S. 393–399; hier S. 396.

10 Interview mit Henry Jacob Hempel, S. 9 f.

11 Brief an Walter von Hollander vom 7. Juli 1948 (DLA).

Urteil, das angesichts des unmittelbar vorangegangenen Holocausts nicht überrascht.

Kindheit, Schul- und Berufsbildung

Gabriele Tergit wuchs im Osten Berlins auf, den sie viel mehr liebte als den Westen, in den die Eltern später zogen. Sie spielte dort mit den anderen Kindern von der Straße, in der sie lebte, u. a. mit dem späteren Schriftsteller und Präsident der Deutschen Akademie der Künste in der DDR, Willi Bredel. Es war für sie sehr wichtig, dass sie mit den Straßenjungs und -mädchen mit Murneln gespielt hatte und »Himmel und Hölle« gehopst war, denn so lernte sie eine Welt kennen, mit der sie später als Gerichtsreporterin wieder in Berührung kommen sollte, für die sie schon deshalb großes Verständnis aufbringen konnte, weil es ursprünglich *ihre* Welt war:

Bei meinen späteren Gerichtsberichten für das *Berliner Tageblatt* hat mir dann die Kenntnis des östlichen Berlins sehr geholfen. Also die Toiletten auf dem Hof oder die Toiletten auf dem Treppenabsatz, oder dass ich wusste, dass eben zehn Mietparteien nur einen Wasserhahn haben, der auf dem Korridor zu finden ist. Diese unwahrscheinlichen Verhältnisse, fünf Menschen, die in einem Zimmer schlafen, dann noch der Schlafbursche, all dies ist für mich nicht fremd gewesen, weil ich eben in der Gegend aufgewachsen bin. Ich habe mich nie als fremd oder anders empfunden.¹²

Es verwundert deshalb auch nicht, dass Elise Hirschmann inofolgedessen später als Gabriele Tergit in ihren beruflichen Ambitionen großes soziales Engagement zeigte.

Die Familie Hirschmann hatte zwei Kinder, Gabriele und einen Bruder, über den sie erst später berichtete, als er mit der Mutter im Exil in Guatemala war. Die Verhältnisse der Familie im bescheidenen Osten Berlins waren allerdings nicht so bescheiden, wie sie es bei vielen anderen dort gesehen hat, denn im Hause der Hirschmanns gab es schon früh alle wesentlichen technischen Novitäten wie elektrisches Licht, und man unternahm zusammen Reisen, beispielsweise nach Weimar und 1909 in die Schweiz. Als der Wohlstand der Familie stieg, zog man in den Westen der Stadt und wohnte in der Corneliusstraße 6. Die Eltern ließen ihrer Tochter eine Erziehung angedeihen, die von Realitätsbewusstsein und modernem Denken zeugt. Sie besuchte zuerst die Margareten-, dann die Charlottenschule und anschließend, auf den Rat einer Freundin, aber gegen den Willen ihres Vaters, nach dem Abschluss der Mittelschule im Jahr 1910 die 1908 von Alice Salomon mitbegründete überkonfessionelle »Soziale Frauenschule« in

12 Interview mit Henry Jacob Hempel, S. 7.

Berlin-Schöneberg, die Teil des von Hedwig Heyl und Henriette Schrader-Breyman 1874 gegründeten »Pestalozzi-Fröbel-Hauses« war, um sich auf eine Zukunft in der Sozialfürsorge vorzubereiten. Später meinte sie, das sei ein falscher Ratschlag gewesen, denn wenn sie damals gleich angefangen hätte, sich auf das Abitur vorzubereiten, dann hätte sie viele Jahre ihres Lebens anders verbracht und wäre früher zur Zeitung gekommen.¹³ In der Frauenschule sei sie von den Vertreterinnen der damaligen bürgerlichen Frauenbewegung, von Gertrud Bäumer, Lily Dröschner und Alice Salomon unterrichtet worden. Auch mit der später als Frauenrechtlerin aktiven Hilde Walter, mit der sie ihr Leben lang befreundet bleiben sollte, wurde sie dort bekannt. Eine Nichte von Fröbel, eine bezaubernde ältere Dame, deren Name ihr entfallen sei, habe dort Pädagogik gelehrt:

Was ich dort gelernt habe: nun, soziale Fragen: etwas Nationalökonomie, dann war die Schule mit dem Pestalozzi-Fröbel-Haus verbunden, dort ist man mit kleinen Kindern umgegangen, hat kleine Babies [sic] gewaschen, dann gab es auch Kochunterricht, [...] nach Schulabschluss konnte man Kindergärtnerin werden oder in irgendwelchen Institutionen arbeiten. Also ich habe danach in einem Kinderhort im Berliner Osten gearbeitet, die Atmosphäre in diesem Kinderhort ist mir unvergesslich, weil ich wirklich gesehen habe, was das für arme Würstchen sind, wie miserabel das ganze Niveau war. [...] Auf diese Weise habe ich doch recht jung gemerkt, dass es eine wirkliche Armut in der Welt gibt, eine sehr schwer zu bekämpfende Armut, die große Probleme stellt. Insofern ist diese soziale Frauenschule schon sehr wichtig gewesen.¹⁴

Aufgrund dieser frühen Erfahrungen mit wirklicher Armut und mit einfachen Leuten hat sie auch immer mit Menschen aus dem Volk gut umgehen können, sei es später mit dem Kinderfräulein für ihren Sohn oder mit ihrer Hausgehilfin in England, die ihr 25 Jahre lang treu blieb. Kurz: sie konnte mit Menschen, die aus einem anderen Milieu kamen, umgehen, weil sie selbst nicht snobistisch war.¹⁵

Neben der weiteren Ausbildung in Kinderhorten arbeitete sie auf freiwilliger Basis bei der Stellenvermittlung. Ihr Ziel war, in der Sozialfürsorge zu arbeiten, unter Umständen sogar in der Sozialpolitik tätig zu werden, in der sie sich für die Gleichberechtigung der Frauen im Berufsleben hätte einsetzen können.

Schon als junges Mädchen entwickelte sie aber auch literarische Interessen, die sie mit ihrer engen Freundin Helene (Hella) teilte. Sie lasen zusammen die ersten Bücher von Jakob Wassermann und Thomas Manns *Buddenbrooks* (1901). In einem Interview mit Jens Brüning erzählte die Autorin später, den

13 Ebd., S. 8.

14 Ebd.

15 Vgl. ebd.

Vornamen Gabriele habe sie schon in diesem Backfisch-Freundinnen-Kreis, dem »Hella«-Lenchen und auch eine »Maja« angehört, angenommen.¹⁶

In Verbindung mit Hella hatte sie leider eine unangenehme Begegnung mit dem Antisemitismus in Deutschland, der vor allem im mittleren Bürgertum vorherrschte. Hella hatte sich 1915 mit einem Leutnant verlobt. Weil Elise Hirschmann eine enge Freundin der Braut war, wurde auch sie zur Hochzeit eingeladen. Die Vettern Hellas, Söhne eines Berliner Bankdirektors, drückten in einem Sketch die Hoffnung aus, dass ihre Kusine, die sich völlig mit Juden umgab und von diesen Hella genannt wurde, während sie doch eigentlich ein Lenchen (Helene) sei, durch eine Heirat mit einem preußischen Offizier nun als Lenchen wieder zu ihnen zurückkehre. Daraufhin ließ sich Elise Hirschmann an der Garderobe ihre Sachen geben und verließ die Feier.¹⁷ Man hätte meinen sollen, dass es 1915 Wichtigeres zu bedenken gab, als den persönlichen Umgang mit Juden.

Studium und journalistische Anfänge

In ihren »Erinnerungen« *Etwas Seltenes überhaupt* berichtet Gabriele Tergit unter der Überschrift »Mein Weg zum ›Berliner Tageblatt‹«, wie es zu ihrer ersten Publikation kam:

Seit ich neunzehn Jahre alt war – ich wurde 1894 geboren –, habe ich für Zeitungen geschrieben.¹⁸ [Am 22. November] 1915 veröffentlichte der »Zeitgeist«, eine Beilage des [im Rudolf-Mosse-Verlag erscheinenden] »Berliner Tageblatts«, einen Artikel »Frauendienstjahr und Berufsbildung«.¹⁹ In der Nacht, bevor der Artikel erschien, bekam ich eine tödliche Angst, ich stand auf, zog mich an, aber schon beim Strumpfanziehen wurde mir klar, dass man keine Schnellpresse anhalten kann. Ich erkannte, dass ich zu wenig wusste, und fasste deshalb in dieser schrecklichen Nacht den Entschluss, mein Abitur zu machen und zu studieren. Als ich zum Frühstück kam, sagte meine Münchner Mama: »Ja, wie schaust du denn aus?« Als der Artikel erschien, sah ich, dass meine Angst völlig berechtigt war. Ein junges Mädchen aus guter Familie hatte nicht in Zeitungen zu schreiben. Ich begegnete allgemeiner Verachtung. (*Etwas Seltenes*, 9 f.)

16 Email von Jens Brüning vom 20. Januar 2011.

17 Vgl. Interview mit Henry Jacob Hempel sowie Gabriele Tergit, *Etwas Seltenes überhaupt. Erinnerungen*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein 1983 (Ullstein-Buch Nr. 20324), S. 133 f. Im Folgenden im Text zitiert als *Etwas Seltenes*, gefolgt von der Seitenzahl.

18 Ein erstes Gedicht erschien angeblich in der *Aktion*.

19 Wieder abgedruckt in: Gabriele Tergit, *Frauen und andere Ereignisse. Publizistik und Erzählungen von 1915 bis 1970*. Herausgegeben von Jens Brüning. Berlin: Das Neue Berlin [2001], S. 7–10. In der dort, S. 19–58, abgedruckten, vorher unveröffentlichten Erzählung »Der Anfang« berichtet Tergit ebenfalls über die Publikation ihres ersten Artikels.

Ihr erster Artikel war ein Diskussionsbeitrag zum »Nationalen Frauenjahr«, zu dem die Frauenrechtlerinnen Gertrud Bäumer und Hedwig Heyl nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs aufgerufen hatten. Gabriele Tergit hatte den Artikel, ermutigt von Gertrud Bäumer, die neben Hilde Walter später zur führenden Vertreterin der deutschen Frauenbewegung wurde, geschrieben. Als sie in das Zimmer des »Zeitgeist«-Redakteurs Fritz Engel trat, um sich ihr Honorar abzuholen, rief dieser: »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie so jung sind, hätte ich den Artikel nicht gebracht.« (*Etwas Seltenes*, 10) Das Honorar von 50 Mark, die erste größere Summe, die sie für eine journalistische Arbeit bekommen hatte, wurde ihr auf dem Schulkorridor aus der Manteltasche gestohlen.

In ihrem Artikel ging es um die Probleme von Frauen im Kriege, aber schon damals stand ihr Ziel, in der Sozialfürsorge zu arbeiten, nicht mehr fest, denn der Krieg hatte die Einstellung zum Frauenstudium geändert. Deshalb hatte sie sich 1915 bei einer Abendschule angemeldet, um als »Externe« oder »Wilde« 1918 mit 24 Jahren ihr Abitur nachzumachen und anschließend zu studieren. Einen regulären Universitätsreifeabschluss für Frauen gab es zu dieser Zeit noch nicht.

Das Studium zeugt nicht nur von der wirtschaftlichen Lage ihres Elternhauses und modernem Denken, das sich darin zeigte, dass man die Tochter nicht traditionsgemäß in Richtung Heirat zu lenken versuchte, sondern auch von der eigenen Energie und Entschlusskraft Gabriele Tergits, sich in einer Männerdomäne durchzusetzen. Von 1919 an studierte sie dann in München, der Heimatstadt ihrer Mutter, und anschließend in Heidelberg, Frankfurt am Main und Berlin Geschichte, Philosophie und Soziologie. Ihr Hauptfach war dabei eindeutig Geschichte, schon einfach deshalb, weil sie sich darin nicht gut genug auskannte und in ihren Artikeln keine Fehler machen wollte, wie sie sie bei anderen Journalisten vielfach entdeckt hatte. Unter ihren Professoren waren in München Max Weber und Erich Marcks, der Autor einer seinerzeit sehr einflussreichen zweibändigen Biografie Otto von Bismarcks (1909 bzw. 1915), die den ersten Reichskanzler als Vollender der deutschen Geschichte feierte. Marcks war ein Verkünder des autoritären Machtstaates und damit ein glühender Nationalist, der, im Gegensatz zu Friedrich Meinecke, auch im Dritten Reich Anerkennung fand. In Heidelberg studierte sie bei Friedrich Gundolf und Ernst Troeltsch; in Berlin, wohin sie aus Geldmangel zum Wintersemester 1920/21 zurückgekehrt war, bei Eduard Spranger und vor allem bei Friedrich Meinecke, der in der Weimarer Republik und dann wieder in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg als *der* Repräsentant der deutschen Geschichtswissenschaft angesehen wurde. Meinecke war Begründer der »Ideengeschichte«. Schon damals hatte er sich mit *Weltbürgertum und Nationalstaat* (München 1908) sowie *Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte* (München 1924) einen großen internationalen Ruf erworben. Nach dem Ersten Weltkrieg war er zum »Vernunftdemokraten« geworden.

Ihre Doktorarbeit schrieb Elise Hirschmann, wie die Tergit damals noch hieß, unter der Aufsicht von Meinecke und Marcks in Frankfurt am Main, wohin sie zum Sommersemester 1923 gewechselt war, über den Naturwissenschaftler Karl Vogt mit dem Titel *Karl Vogt als Politiker*.²⁰ Vogt war ein deutsch-schweizerischer Professor aus Gießen, der 1848–49 Mitglied der ersten deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche gewesen war. Dass sich die Tergit einen entschiedenen Demokraten für ihr Dissertationsthema ausgesucht hatte, entsprach natürlich ihrer eigenen politischen Überzeugung. 1925, also im Alter von 31 Jahren, wurde sie an der Universität Frankfurt am Main zum Dr. phil. promoviert. Das war für eine Frau selbst nach dem Ersten Weltkrieg immer noch außergewöhnlich, und später hat sie, wohl etwas kokettierend, in einem Brief an Ludwig Marcuse gemeint, der Erwerb des Dokortitels habe sie viele Jahre ihres Lebens gekostet, »völlig überflüssigerweise da ich erstens dann geheiratet habe und der Dokortitel ging auf meinen Mann über und zweitens als Gabriele Tergit ein zweites Leben führte, also ganz überflüssigerweise an einem Doktor gearbeitet habe.«²¹ In diesem Punkte ist ihr kaum zuzustimmen, denn »[s]ie wollte zwar ›nur‹ Journalistin werden, aber die Ausbildung zur Historikerin hat viele Spuren in ihrem Werk hinterlassen.«²²

Neben ihrem Studium schrieb Gabriele Tergit ab 1920 regelmäßig Feuilletons für die *Vossischen Zeitung* sowie das *Berliner Tageblatt*, eine der führenden liberalen Zeitungen während der Weimarer Republik. Von 1923 an arbeitete sie als Gerichtsreporterin für den *Berliner Börsen-Courier*. Eine feste Stellung hat sie nie gehabt; sie war zeitlebens freiberufliche Autorin, sogenannte Pauschalistin, zwar mit regelmäßigem Einkommen, aber nie fest angestellt.

Sie schrieb von nun an meist unter dem Pseudonym »Gabriele Tergit«.²³ Wie war es zu diesem Pseudonym gekommen? Die Namenswahl ging auf ihre Heidelberger Studienzeit zurück. Dort wohnte in der Nähe, in Neckargmünd, seit 1915 der Berliner Schriftsteller Georg Hermann, der durch die Romane *Jettchen Geberts Geschichte* (1906–1909) und *Henriette Jacoby* (1908) bekannt geworden war. Ihn besuchte Elise Hirschmann ab und zu, und als man beim Tee im Garten saß, kam das Gespräch auf einen Heidelberg-Artikel, den sie schreiben, aber

20 In einem Brief von Arno Reinfrank vom 30. Mai 1927 an Gabriele Tergit (und nochmals in einem Brief vom 12. Juni 1972) bat dieser sie »dringend um Datum und Thema Ihrer Dissertation, da Neo-Nazi-Kreise in Deutschland verbreiten, Sie maßen sich zu Unrecht den Dr. an.« (DLA) In einem Brief vom 29. September 1977 erwähnt er, die Bezweiflung ihres Doktorats sei in Hamburg von Kurt Hiller »angezettelt« worden. (DLA)

21 Brief an Ludwig Marcuse vom 13. Juli 1955 (DLA).

22 Jens Brüning, »Nachwort«. In: Gabriele Tergit, *Atem einer anderen Welt. Berliner Reportagen*. Herausgegeben von J.B., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994 (suhrkamp taschenbuch 2280), S. 195–206; hier S. 200.

23 Daneben verwendete sie auch die Pseudonyme Lyonel, Lily Stock, Irene Bersil, E. Hensel, Maria Becker und Emmy Grant.

nicht mit ihrem Namen unterzeichnen wollte. Hermann sagte zu ihr: »Als Hirschmann kannst du in der Presse nicht weiterkommen. Du brauchst einen eindrucksvolleren, originelleren Autorennamen!«²⁴ Und: »Nennen Sie sich ›Veilchen‹.« »Ach Gott, Unsinn«, antwortete sie. Sie sah sich dabei im Park um, blickte zufällig auf die durch Gitter eingezäunten Rasenflächen. Dabei fiel ihr der Münchner Schuldirektor ihrer Mutter ein, der Winter hieß und eine Tochter hatte, die Schauspielerin war und sich, die Silben ihres Namens umkehrend, »Terwin« nannte. Sie sagte deshalb zum Scherz zu ihren Freunden: »Vielleicht so was wie ein umgedrehtes Gitter – Tergit?« Der Vorschlag fand allgemeine begeisterte Zustimmung, so dass es bei diesem Namen blieb.

Die »sieben fetten Jahre« als Gerichtsreporterin

Mit ihren Feuilletons für die *Vossische Zeitung* und das *Berliner Tageblatt* hatte Garielle Tergit ihren Beruf gefunden, war eine leidenschaftliche Journalistin geworden, die sich nicht scheute, fragwürdige Machenschaften und Ungerechtigkeiten der Justiz aufzudecken. Im Herbst 1923, nach dem Ende der Inflation und der Einführung der stabilen Rentenmark, bot ihr Erich Vogeler, der Feuilletonchef des *Berliner Börsen-Couriers*, für den sie seit 1920 gelegentlich Feuilletons geschrieben hatte, an, Gerichtsreportagen für seine Zeitung zu schreiben. Der Anfang als Gerichtsreporterin war jedoch gar nicht so einfach, denn es gebrach ihr schlicht an Mut und Selbstvertrauen. Vogeler hatte ihr zwar genau den Fall, Ort und Zeit der Gerichtsverhandlung genannt, aber als sie in dem Gerichtsgebäude die Treppe zum Zuhörerraum hinaufgegangen war, konnte sie sich nicht entschließen, die Tür zum Verhandlungszimmer zu öffnen. Es war die Schüchternheit der jungen Frau, die im Begriff war, sich einen Platz in einem traditionellen Männerberuf zu erobern, und die nun gefordert war, wortwörtlich in einer Flucht nach vorn die Tür in diesen Bereich aufzustoßen. Es waren die Grenzen der ›anständigen Frau‹, die sie damit überschritt, einer Frau aus privilegierter Umgebung, die nun einem Broterwerb nachging.

Im Sommer 1924 fuhr Tergit in das damalige Modebad Hiddensee auf der Insel Rügen, wo Gerhart Hauptmann bis 1943 mit seiner zweiten Frau Margarete Marschalk die Sommermonate verbrachte: »Hauptmann, wie ein römischer Imperator in ein weißes Frottirtuch gewickelte, öffnete mir einmal mit unvergleichlicher Grandezza eine Gartenpforte.« (*Etwas Seltenes*, 10) Auch Thomas Mann hielt sich dort auf »und nahm ihm [Gerhart Hauptmann] Maß, um ihn als

24 Später nannte Gabriele Tergit Rücksicht auf ihre Familie als Grund für die Wahl eines Pseudonyms: »I myself just couldn't write under the name of my father.« Brief o.D. an Mr. Rosenstock, Association of Jewish Refugees in Great Britain (DLA).

Peeperkorn in den ›Zauberberg‹ einzuarbeiten. Thomas Mann war nervös, denn im Hotelgarten wurde mit Pfeil und Bogen geschossen, und seine kleinen Kinder flitzten herum in tatsächlich ständiger Gefahr.« (*Etwas Seltenes*, 10 f.)

In Hiddensee traf sie auch den Zeichner Walter Trier, der durch seine Illustrationen zu Erich Kästners Kinderbüchern, allen voran *Emil und die Detektive* (1929), berühmt werden und damit viel zu Kästners Erfolg beitragen sollte.²⁵

Der Aufenthalt in Hiddensee hatte zwei wichtige Folgen: Erstens lernte sie von Frau Trier, Kugeln um den Hals zu tragen, was sie für den Rest ihres Lebens tat, so dass später ihr Mann, wenn er sie ohne Kugeln sah, bemerkte, sie habe »doch so'n nackten Hals«. (*Etwas Seltenes*, 12) Folgenreicher war jedoch zweitens die Begegnung mit zwei Referendaren, denen sie erzählte, sie würde gerne einer Gerichtsverhandlung beiwohnen. Als ihr der eine von ihnen sagte, jeder könne doch in den Zuschauerraum gehen, antwortete sie nicht, verabredete sich aber mit ihm vor dem Landgericht in der Berliner Turmstraße:

Wir betraten das Gebäude durch den Vordereingang. Er führte mich in den noch völlig leeren Gerichtssaal, ließ mich durch die Gerichtsschranken gehen, und hier saß ich in der vordersten Reihe des Zuhörerraumes. Ich schrieb kein Wort mit, um nicht aufzufallen, und sandte meinen Bericht an den »Berliner Börsen-Courier« mit den im Kopf behaltenen Dialogen, denn Vogeler war inzwischen Korrespondent in Kopenhagen geworden. Ich hatte noch nie einen Gerichtsbericht gelesen, ich sah auch nicht nach, ob er erschienen war. Aber ich ging weiter ins Gericht und schrieb. (*Etwas Seltenes*, 12)

Sie schickte alle ihre Reportagen dem *Berliner Börsen-Courier* ein, erfuhr von der Veröffentlichung ihrer Artikel aber erst nach Wochen, da sie aus Furcht vor der Enttäuschung, sich lächerlich gemacht zu haben, in der Zeitung nie nachgeschaut hatte.

Der Mann, der damit Gabriele Tergits journalistische Karriere fest etablierte, war der Chef des lokalen Teils des *Börsen-Couriers* Felix Joachimson, der wenige Jahre später einen enormen Erfolg mit seinem Lustspiel *Fünf von der Jazzband* (1927; verfilmt 1931/32) haben sollte. *Fünf von der Jazzband* war das erste Theaterstück des Journalisten; es wurde von Leopold Jessner angenommen und unter der Regie von Erich Engel erfolgreich aufgeführt. In den folgenden Jahren war Joachimson einer der erfolgreichsten Bühnen- und Drehbuchautoren deutscher Zunge. Wegen seiner Anti-Nazi Komödie *Die Optimisten* 1933 ins Exil getrieben, lebte er 1933 bis 1937 in Budapest und Wien, wo er als Drehbuchautor für Universal Pictures weiterarbeiten konnte. Wie Gabriele Tergit wurde auch er

25 1924 hatte Gabriele Tergit auf Hiddensee auch den Architekten Breslauer kennengelernt, »der, beim preußischen Adel beliebt, auch Schloss Muskau des Grafen Arnim, den man den ›first gentleman of Prussia‹ nannte, umbaute. Breslauer, ein Traditionalist, war Heinzens [seit 1928 Ehemann der Tergit] erster Chef. Als erste Aufgabe musste Heinz den Plan irgendeines Schlosses von rheinischen Fuß ins metrische System umrechnen.« (*Etwas Seltenes*, 11)

im Frühjahr 1937 ins – allerdings amerikanische – Exil getrieben und hatte dort, im Gegensatz zur Tergit in ihrem späteren Londoner Exil, ebenfalls großen Erfolg: Nach anfänglichen Schwierigkeiten – er konnte kaum Englisch – gelang es dem Anpassungswilligen, der sich nun Felix Jackson nannte, in Hollywood zu einem erfolgreichen amerikanischen Drehbuchautor, Fernsehproduzenten und Romancier zu werden. Als Koautor der Westernkomödie »Der große Bluff« (»Destry Rides Again«; 1939) gelang es ihm sogar, mit einem revolverlosen Helden eine neue Art des Westerns zu begründen.²⁶ –

Den Herbst 1924, September, Oktober und November, bezeichnete Gabriele Tergit als »drei reizende endlose Monate« der journalistischen Tätigkeit, in denen sie mit ihren Kollegen ihre Artikel besprach und veröffentlichte.

Da im *Berliner Tageblatt* noch immer keine guten Gerichtsreportagen erschienen, schrieb sie einen kurzen Brief an den Chefredakteur Theodor Wolff und legte ein paar ihrer Artikel bei. Am 24. Dezember bat Wolff sie, ihn zu besuchen:

Er kam hinter einem Schreibtisch voll Papieren hervor, aber seine berühmten Leitartikel schrieb er an einem Stehpult. [...] Wolff war von einem so großen persönlichen Charme, dass man die Hässlichkeit des Gesichts und der Gestalt völlig vergaß. [...] »Wieviel habe ich gesagt?« streute Wolff beiläufig ein. »Vierhundert im Monat?« Ich schwieg.
 »Das Mädchen sitzt im Sessel, sieht aus und gibt mir das Gefühl, als ob ich sie ausnutze. Also fünfhundert Mark?« (Etwas Seltenes, 12 f.)

Natürlich ging die Tergit darauf ein. Sie musste dafür neun Gerichtsberichte im Monat liefern, und Extra-Artikel sollten mit fünfundsiebzig Mark bezahlt werden. »Das bekam ich, weil mir Monty Jacobs bei den großzügigen Ullsteins so viel für jeden Artikel in der ›Vossischen Zeitung‹ bezahlt hatte und Wolff dem nicht nachstehen wollte.« (Ebd.)

»Kapitalismus 1924« im bescheidenen Rahmen nannte sie diese Diskussion, aber sie kam auf ein monatliches Einkommen von immerhin 1.000 Mark.²⁷

Der 1868 geborene Theodor Wolff war im Berliner Zeitungsbetrieb eine feste Institution. Im Alter von 19 Jahren war er 1885 von seinem 25 Jahre älteren Vetter Theodor Mosse in dessen Verlagsredaktion aufgenommen und zum

26 Vgl. Joseph Kraus, »Felix Jackson«. In: John M. Spalek und Joseph Strelka (Hgg.), *Deutsche Exilliteratur seit 1933*. Bd. 1: *Kalifornien*. Teil 1. Bern und München 1976. S. 730–737.

27 Obwohl sich Gabriele Tergit immer wieder bemühte, die Tätigkeit ihres Mannes als Architekt aufwertend darzustellen, urteilt Erhard Schütz ganz realistisch: »Verheiratet mit einem wenig erfolgreichen Architekten und Mutter eines Sohnes, bestritt sie so im wesentlichen den Unterhalt der Familie.« E.S., »Von Fräulein Larisssa zu Fräulein Dr. Kohler? Zum Status von Reporterinnen in der Weimarer Republik – das Beispiel Gabriele Tergit«. In: Walter Fähnders und Helga Karrenbrock (Hgg.), *Autorinnen der Weimarer Republik*. Bielefeld 2003, S. 215–237; hier S. 228.

Journalisten ausgebildet worden. Als Paris-Korrespondent des *Berliner Tageblatts* wurde er nach 1896 insbesondere durch seine kritische, genaue Berichterstattung zur Dreyfus-Affäre bekannt. In Berlin hatte er 1891 die erste deutsche Ausstellung von Edvard Munch organisiert, die zu einem Skandal führte, aber dem Kunstleben der deutschen Hauptstadt entscheidende Impulse gab. Selbst Mitbegründer des naturalistischen Berliner Vereins »Durch«, gehörte er zu den frühen Entdeckern Gerhart Hauptmanns, die 1889 eine Aufführung von dessen bahnbrechendem naturalistischen Drama *Vor Sonnenaufgang* im Rahmen von Otto Brahms »Freier Bühne« möglich gemacht hatten. Max Reinhardt war sein Freund. Im Herbst 1906 bot ihm Rudolf Mosse die Leitung des *Berliner Tageblatts* an. Wolff musste sich nach seiner Tätigkeit als Auslandskorrespondent in Berlin erst wieder eingewöhnen und begann damit, dass er nahezu die gesamte Belegschaft auswechselte, um das Blatt auf eine demokratische Grundlage zu stellen. Als Chefredakteur entwickelte er es zu einer der angesehensten Zeitungen Berlins, die zeitweise Auflagen von über 300.000 Exemplaren erreichte. Wolffs Markenzeichen wurde der montags erscheinende Leitartikel. Mitte März 1933 wurde er auf Druck der nationalsozialistischen Machthaber von Hans Lachmann-Mosse, der seit 1930 Leiter des Mosse-Verlages war, seines Postens als Chefredakteur enthoben. Schon unmittelbar nach dem Reichstagsbrand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 war er über München zunächst nach Tirol, dann in die Schweiz geflohen. Da er dort keine Aufenthaltserlaubnis erhielt, ließ er sich Ende 1933 mit seiner Frau in Nizza nieder, wo ihn die Tergit besuchte. Da seine Anti-Nazi-Haltung bekannt war, wurde er am 26. Oktober 1937 ausgebürgert, und mit der Staatsangehörigkeit verlor er sein in Deutschland verbliebenes Vermögen. Wolffs Bücher wurden 1933 öffentlich verbrannt. Nach der Niederlage Frankreichs am 22. Juni 1940 betrieb er erfolglos die Auswanderung nach Amerika; Zivilbeamte der italienischen Besatzungsmacht verhafteten ihn am 23. Mai 1943; er wurde der Gestapo übergeben und über ein Marseiller Gefängnis in das Konzentrationslager Drancy und anschließend in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. An der Infektionskrankheit Phlegmone erkrankt, verlegte man ihn am 20. September 1943 auf Bitten der Mithäftlinge in das Berliner Jüdische Krankenhaus, wo er nach drei Tagen starb. – Von Gabriele Tergits Freunden und Kollegen vom *Berliner Tageblatt* sollte nur Walther Kiaulehn die Nazi-Herrschaft überleben.

Tergits früherer Chef Emil Faktor, der Chefredakteur des *Berliner Börsen-Couriers*, war natürlich nicht sehr erfreut, als ihm seine begabte Mitarbeiterin ihren Weggang mitteilte. Er bot ihr dreihundert Mark im Monat und ein eigenes Zimmer an. Die Tergit fühlte sich nicht wohl bei ihrem Wechsel, aber zur Redaktion des *Berliner Tageblatts* zu gehören, war damals eine so große Sache, dass sie nicht widerstehen konnte. Der Redaktion der Zeitung gehörten damals Redakteure mit illustren Namen an: neben dem Chefredakteur Theodor Wolff:

Alfred Einstein, Rudolf Olden, »der zwielichtige Fred Hildenbrand, [Victor] Auburtin und [Arnold] Höllriegel, der wirklich gute Mensch Fritz Engel, Walther Kiaulehn und viele andere.«²⁸ Außer den Gerichtsreportagen schrieb Tergit Feuilletons über »Berliner Existenzen«, in denen sie mit viel Humor einfache Leute charakterisierte, und Artikel für die sogenannte »Berlinseite«, die Walther Kiaulehn erfunden hatte und die von ihm und Rudolf Olden redigiert wurde. Hier räumte man ihr außergewöhnlich viel Platz ein. Zahlreiche ihrer Artikel wurden nachgedruckt. Mehrere Jahre lang brachte beispielsweise das *Prager Tageblatt* eine »Berliner Existenz« von ihr in seinen Weihnachtsnummern. Sie bot dem Rowohlt Verlag ihre gesammelten Berliner Existenzen als Buch an, erhielt jedoch eine Absage, da kein rascher Umsatz zu erwarten war.²⁹ Ihre Anfrage hatte sie allerdings kurz vor Erscheinen ihres Erfolgsromans *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* (Berlin: Rowohlt, 1931) eingereicht.

Gabriele Tergit hatte keinerlei juristische Vorbildung, so dass sie ihre Gerichtsreportagen nicht, wie vorher ihre meisten älteren Kollegen, mit juristischer Trockenheit schrieb, sondern mit gesundem Menschenverstand und Sympathie für die einfachen Menschen, die in die Mühlen der Gerechtigkeit geraten waren, während es den echten Gaunern oft gelang, sich der Gerechtigkeit zu entziehen. Sie betrachtete die Rechtsfälle von der menschlichen Seite aus, schilderte die Charaktere, die sich im Labyrinth der Paragraphen verfangen hatten, und was sie sah, beschrieb sie nicht im juristischen Jargon, sondern in der Alltagssprache ihrer Leser. So begann eine Revolution der deutschen Gerichtsreportage, die sie und ihr allerdings schon 1928 verstorbener Kollege Sling (das Pseudonym von Paul Schlesinger) in der *Vossischen Zeitung* zu einem eigenen literarischen Genre erhoben.³⁰

Es sind im Grunde zweierlei Arten von Prozessen, über die die Tergit berichtete. Zum einen sind es unspektakuläre, alltägliche Prozesse über die armen Leute, die zahlreichen Arbeitslosen, Dienstmädchen und Landstreicher, die kleinen Gestrauchelten und Verelendeten, für die es weniger Gerechtigkeit gab als für Wohlhabende. Es geht also hauptsächlich um Prozesse wegen Hochstaperei, Wucher und Heiratsschwindel oder um Eifersuchtsdelikte. Mit viel Ironie und Witz, manchmal auch mit einem Gutteil Berliner Schnauze beschreibt sie all die Handelsvertreter, gescheiterten Tänzerinnen, Barmixer und erfolglosen Künstlerinnen. Vor allem die schwierige Situation der Frauen in der sich zu-

28 Aus einem autobiographischen Abriss Gabriele Tergits in: Dies. (Hg.), : *P.E.N. Zentrum deutscher Autoren im Ausland. Sitz London. Autobiographien und Biographien* (London 1959, 1968, 1970, 1982) (DLA).

29 Brief von Ernst Rowohlt vom 9. April 1931. Nach Eva-Maria Mockel, *Aspekte von Macht und Ohnmacht*, S. 45.

30 Egon Larsen, *Die Welt der Gabriele Tergit. Aus dem Leben einer ewig jungen Berlinerin*. München 1987, S. 12.

spitzenden wirtschaftlichen Lage der zwanziger Jahre, wie sie in Verstößen gegen das Abtreibungsgesetz eklatant deutlich wird, beschäftigt sie immer wieder. In diesen Fällen beleuchtet sie »stets die sozialen und menschlichen Ursachen der Tat. Ausführlich schildert sie beispielsweise die Beweggründe, die Frauen zu einer Abtreibung zwingen und zeigt auf, wie das herrschende Recht Frauen geradezu in die Hände von ärztlichen Pfuschern treibt – und damit in ungezählten Fällen in den Tod.«³¹ Sie kritisiert nicht den Abtreibungsparagraphen 218 per se, lobt aber die Richter für ihre humane Interpretation des Paragraphen und Bestrafung mit Bewährung, »ein Urteil, das gefällt erscheint, mehr um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, als aus Überzeugung von der Strafbarkeit dieser Handlung.« (*Wer schießt aus Liebe*, 117)³² Sie kritisiert stattdessen die Politiker, die den Paragraphen noch nicht abgeschafft haben. (*Wer schießt aus Liebe*, 142)³³ »Um den § 218 wurde gestern von morgens bis in den späten Abend verhandelt; aber es ging um Menschliches«, heißt es 1926 in einer Reportage mit dem Titel »Moderne Gretchentragödie«.³⁴ »Das Menschliche interessiert Gabriele Tergit, nicht der Fall, der Verstoß gegen das Gesetz oder den Paragraphen.«³⁵ So schreibt sie verallgemeinernd: »Vor Gericht kommen meist nur Fälle, die mit Tod enden. Von den hunderttausenden, die Siechtum bringen, erfahren wir nichts. Aber Jammer und alle Empörung über diesen Paragraphen scheinen nichts zu nutzen.«³⁶

Es geht der Tergit also um die Menschen und ihre so oft inhumanen Lebensbedingungen, die sie zu ihren Vergehen getrieben haben und nicht um das kalt urteilende Gesetz. Zum Urteil selbst hat sie jeweils zum Schluss nur ein paar Worte zu sagen; wichtig ist es ihr nicht, es sei denn, es war ungewöhnlich hart oder milde. So spielt sie ihr subjektives Gerechtigkeitsempfinden oft gegen das des Gerichts aus.

Zum anderen geht es um politisch motivierte Verbrechen, um Schlägereien

31 Klaus Farin, »Das Erschrecken hat die Zeit überdauert«. In: *Vorwärts* vom 22. Dezember 1984, S. 29.

32 Ich zitiere im Text nach der Ausgabe *Wer schießt aus Liebe? Gerichtsreportagen*. Hg. und mit einem Vorwort vers. von Jens Brüning. Berlin: Das Neue Berlin 1999, u.d. T. *Wer schießt aus Liebe*, gefolgt von der Seitenzahl.

33 Vgl. Fiona Sutton, »Weimar'sForgotten Cassandra: The Writings of Gabriele Tergit in the Weimar Republic«. In: Karl Leydecker, *German Novelists of the Weimar Republic. Intersection of Literature and Politics*. Rochester, N.Y. 2006, S. 193–209; hier S. 197.

34 Gabriele Tergit, »Moderne Gretchentragödie«. In: G.T., *Blüten der Zwanziger Jahre. Gerichtsreportagen und Feuilletons 1923–1933*. Hg. von Jens Brüning. Berlin: Rotation 1984, S. 122–124; hier S. 122.

35 Heide Soltau, »Die Anstrengungen des Aufbruchs. Romanautorinnen und ihre Heldinnen in der Weimarer Zeit«. In: Gisela Brinker-Gabler (Hg.), *Deutsche Literatur von Frauen*. Bd. 2: München 1988, S. 220–235; hier S. 233.

36 Gabriele Tergit., »Abtreibungsprozess ohne Frauen«. In: Dies., *Blüten der Zwanziger Jahre*, S. 125 f.; hier S. 126.

zwischen Rot und Braun, um rechte Gewalt, Feme und Mord. Vor allem ihre Berichte über die Fememord-Prozesse, wie »Montag und Donnerstag Überfall«, wurden in ganz Deutschland nachgedruckt und machten sie zur Feindin der Nationalsozialisten. In ihren Prozessberichten klagt sie immer wieder die Ungerechtigkeit an, die in den strengen Urteilen gegenüber linken und liberalen Angeklagten ausgesprochen, während Verbrechen der heraufkommenden politischen Rechten mit einem Klaps auf die Hand geahndet werden. Gabriele Tergit bezieht klar Stellung gegen die Ungerechtigkeit der deutschen Justiz, die mit zweierlei Maß richtet, gegen das Versagen der deutschen Polizei und der Staatsanwaltschaft in der Weimarer Republik.

Sie schreibt schon früh gegen rassistische Tendenzen (»Der Überfall auf die Chinesen«). Dies begann wenig spektakulär, indem junge Nazis sich im Gerichtssaal in Moabit herumflegelten oder wenn ein Veteran vor Gericht stand, der vor einem jüdischen Geschäft randaliert hatte. Aber die politische Radikalisierung der Gesellschaft, der Kampf zwischen Rechten und Linken (»Montag und Donnerstag Überfall«, »Kommunisten vor Gericht«, »Atmosphäre des Bürgerkriegs«) wurde innerhalb weniger Jahre größer, die Verbrechen wurden schwerer und der Ton härter. 1927 standen beispielsweise Angehörige der Schwarzen Reichswehr vor Gericht, die untreu gewordene Kameraden ermordet hatten. »Unsichtbar steht ein großes Hakenkreuz vor dem Richtertisch«, schreibt die Tergit.³⁷ Es war *der* große Prozess der Fememörder, die später als die ersten Soldaten des Dritten Reiches verehrt wurden. Sie berichtet in drei Artikeln über »[e]ine der scheußlichsten Taten, die je in Moabit zur Verhandlung standen«, den grausamen Mord an einem jüdischen Zeitungsverkäufer, für den der Mörder nur fünf Jahre Gefängnis bekam. »So zart kann man das Faustrecht, das sich in Deutschland ausbreitet, nicht bekämpfen«, schrieb sie am 17. Juli 1930 im *Berliner Tageblatt*.³⁸

Es ist für sie offenkundig, dass die alten, reaktionären Richter aus der Kaiserzeit den Schlägertypen der SA und nationalsozialistischen Parteimitgliedern mit größerer Sympathie gegenüberstehen als jungen Sozialdemokraten oder gar Kommunisten. Ein Beleidigungsprozess im Januar 1932 sticht dabei besonders hervor. Die zahlreichen Journalisten waren gezwungen, draußen vor dem Gerichtssaal zu warten, und bildeten so unwillentlich ein Spalier für den Angeklagten, der vor ihnen den Gerichtssaal betreten durfte – Adolf Hitler. Gabriele Tergit war empört und warf den preußischen Behörden vor, dadurch mitzuhelfen, Hitler als zukünftigen Monarchen zu zeigen. Ihr Artikel trug die Über-

37 Gabriele Tergit, »Gestalten aus dem Femeprozeß« (25. März 1927). In: Dies., *Blüten der Zwanziger Jahre*, S. 98 – 102; hier S. 99.

38 Gabriele Tergit., »Nach dem Urteil« (17. Juli 1930). Ebd., S. 106 f.

schrift: »Wilhelm der Dritte erscheint in Moabit.«³⁹ In *Etwas Seltenes überhaupt* schrieb sie später über den Prozess: »Ich habe vierzig Jahre lang über diesen Prozess nachgedacht, gedacht, was ich schon während des Prozesses dachte. Hitler und Goebbels saßen mir drei bis vier Meter gegenüber. Wenn ich einen Revolver besessen und sie erschossen hätte, hätte ich fünfzig Millionen Menschen vor einem frühzeitigen Tod gerettet; [...]« (*Etwas Seltenes*, 49)

So wird schon anhand ihrer Gerichtsreportagen die Bedrohung der Weimarer Republik durch den Nationalsozialismus, die schrittweise Anpassung der Justiz an das Denken der Nationalsozialisten deutlich, bevor diese an die Macht kamen. Ende 1931 notiert sie:

Die Nationalsozialisten behaupten, die Revolution der Marxisten zu bekämpfen, sie wollen ihr bürgerliches Leben erhalten, aber wenn sie gefragt werden, wer sie sind, so antworten sie mit dem Armeerang im Bürgerkrieg. Sie sind SA-Mann oder SS oder Ordonanz oder auch nur HJ. Sie haben längst vergessen, dass sie Arbeitslose sind oder Verkäufer von Stoffen oder Buchhalter oder Postbeamte.⁴⁰

Durch diese Selbsttäuschung trügen sie sich über die von ihnen begangenen kriminellen Handlungen und sehen sich als heroische Soldaten in einem gerechten Krieg.

Interessant ist der Bericht über einen Betrugsprozess, »Kantinen im Monde« (*Wer schießt aus Liebe*, 140 f.), weil er die in ihrem Roman *Käsebier erobert den Kurfürstendamm* beschriebenen windigen Geschäfte vorausnimmt. In dem Prozess geht es um eine lange Serie von Verträgen und weitervergebenen Aufträgen in der Bauindustrie, die nur auf dem Gerücht über den Ausbau des Berliner U-Bahnnetzes beruhen. Das ganze Netz von Geschäftsplänen bricht zusammen, als sich herausstellt, dass es sich eben nur um ein Gerücht handelte.⁴¹

Im Mai 1932 berichtete Gabriele Tergit für die *Weltbühne* über einen der schmutzigsten Prozesse der Weimarer Republik, den Sklarek-Prozess, der seit 1929 über die Bühne ging und der den Nationalsozialisten immer wieder Material für ihre Angriffe auf die Republik lieferte. Es ging um einen großen Skandal, in den die Brüder Sklarek, fragwürdige Geschäftemacher, verwickelt waren, um Korruption, Schiebung, Betrug und Vetternwirtschaft. Voller Sarkasmus berichtete die Tergit und entlarvte die betrügerischen Machenschaften der höchsten gesellschaftlichen Kreise der Zeit.

Zu Lebzeiten hat sie bis zuletzt gezögert, ihre journalistischen Arbeiten aus

39 Gabriele Tergit, »Wilhelm der Dritte erscheint in Moabit«. In: *Weltbühne* vom 26. Januar 1932; zitiert nach: Dies., *Blüten der Zwanziger Jahre*, S. 89 f. Vgl. Nadine Lange, »Eine Berliner Existenz«. In: *TAZ* vom 15./16. Mai 2004, »panorama«, S. IV.

40 Gabriele Tergit in einem Artikel vom 18. Dezember 1931 mit dem Titel »Atmosphäre des Bürgerkriegs«. In: Dies., *Blüten der Zwanziger Jahre*, S. 107 – 110; hier S. 109.

41 Vgl. Fiona Sutton, »Weimar's Forgiven Cassandra«, S. 199.